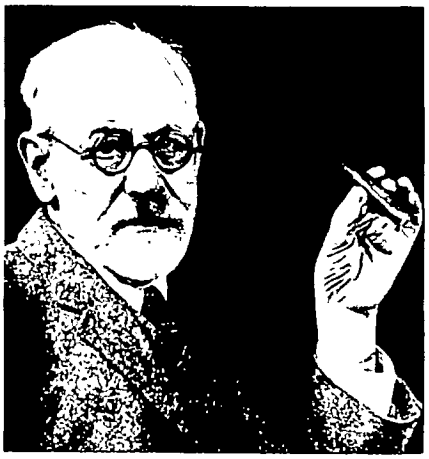
„Man wird sich eine Weile wehren"

Krankengeschichten prominenter Krebsopfer

Humphrey Bogart: Die Maske des melancholischen Zynikers, hart im Nehmen, illusionslos und cool, hat er bis zu seinem Tod nicht abgelegt. „Wir wollen uns nichts vormachen", sagte er, „sie haben acht Stunden in mir rumgeschnitten, das hätten sie wohl nicht getan, wenn es nur eine Mandelentzündung gewesen wäre." Im März 1956 war Bogart in Los Angeles in die Klinik „Zum guten Samariter" eingeliefert worden. Dort hatten ihm die Ärzte einen faustgroßen Krebstumor am Mageneingang herausoperiert und dabei die Speiseröhre um fünf Zentimeter verkürzt. Für die Mediziner war es ein Wunder, daß der schon arg geschwächte Patient den komplizierten Eingriff überlebte. Doch Bogart, damals 56, hatte es eilig mit der Genesung. Bald saß er, zerknittert und schauerlich abgemagert, wieder im Kreis seiner Freunde beim Whiskey; über die Krankheit verlor er, sarkastisch plaudernd und Witze reißend, kaum ein Wort. Im Sommer startete er, mit seiner Yacht „Santana", zu seinem letzten Segeltörn. Vier Wochen kreuzte er auf dem Pazifik, dann kehrte er, zu Tode erschöpft, in die Klinik zurück, wo ihm die Ärzte eine Strahlenkur verordneten. Die Behandlung unter der Kobaltkanone geriet zu einer Tortur, die den hartgesottenen, stets beherrschten „Bogey" erstmals aus der Fassung brachte; er wurde depressiv, verlor die Selbstkontrolle und dachte daran, sich umzubringen. Schließlich brach er die Therapie ab. Daheim, in seinem Haus in Beverly Hills, lebte er noch einmal auf. „Ich dementiere die Gerüchte", so ließ er in einer ironischen Presseerklärung verbreiten, „daß mein Herz durch eine alte Benzinpumpe ersetzt wurde." Seinen 57. Geburtstag, am 25. Dezember 1956, feierte er wie gewohnt mit einer Party. Drei Wochen später kam, unter marternden Schmerzen, das Ende. „Einen Tag wie diesen", sagte er, bevor er ins Koma sank, „will ich nie wieder erleben."

Sigmund Freud: Seine erste Krebsoperation, im April 1923, überstand er mit stoischem Gleichmut. „Es geht mir nicht



sehr nahe", schrieb er, damals 66, „man wird sich eine Weile mit den Mitteln der modernen Medizin wehren und sich dann der Mahnung von Bernard Shaw erinnern: ‚Don't try to live forever, you will not succeed.'" Doch da hatte Freuds Martyrium gerade erst begonnen; es sollte 16 Jahre dauern. Mehr als 30 durchweg qualvolle Eingriffe standen ihm noch bevor. Bei der zweiten Operation, im Oktober 1923, entfernten ihm die Ärzte größere Partien der rechten Kieferknochen sowie des Gaumens und der Zungenschleimhaut. Den Verlust ersetzten sie später durch eine Kieferprothese, die Freud nur mit fremder Hilfe einsetzen und herausnehmen konnte und die immer wieder neu angepaßt werden mußte. Der mechanische Kieferersatz wurde für ihn zur lebenslangen Schinderei; er behinderte ihn beim Sprechen, Kauen und, schlimmer noch, auch beim Zigarrenrauchen. Obwohl der Tumor in seiner Mundhöhle zweifellos vom Tabakrauch herstammte, weigerte sich Freud bis zu seinem Tod, auf den gefährlichen Genuß zu verzichten; er sei, so erklärte er seinem Leibarzt Max Schur, nun einmal außerstande, ohne Zigarren schöpferisch zu arbeiten. Zu regelmäßiger Arbeit, auch zur Behandlung von Patienten, zwang er sich bis in seine letzten Lebenstage. Selbst in London, wohin er 1938 emigriert war, gab er seine Analytiker-Praxis nicht auf. Hier, im Exil, wurde er zum letzten Mal operiert. Den dennoch rasch folgenden neuen „Vorstoß meines lieben alten Carcinoms" (Freud) bekämpften die Ärzte nur noch mit Röntgenstrahlen, vergebens: Der Tumor wucherte ungehemmt weiter. Am 21. September 1939 ließ Freud seinen gleichfalls emigrierten Hausarzt Schur herbeirufen. Er bat ihn, der sinnlos gewordenen Quälerei ein Ende zu bereiten. Schur, der seinem Patienten diesen letzten Dienst längst zugesagt hatte, versetzte Freud mit zwei Morphiuminjektionen in einen Schlaf, aus dem er nicht mehr erwachte.

Aldous Huxley: Seine Neugier kannte keine Grenzen, nie war er einer neuen Erfahrung aus dem Weg gegangen. In seinem letzten Lebensabschnitt hatte er mit bewußtseinserweiternden Drogen, LSD und Meskalin, experimentiert, von denen er sich Einblick in bislang verschlossene Geistesregionen versprach. Doch als Huxley, Autor gescheiter Romane („Zeit muß enden", „Schöne neue Welt"), an Krebs erkrankte, blieb er seltsam stumm. Selbst zu seinen engsten Freunden sprach er allenfalls beiläufig über die Krankheit. 1960 hatten die Ärzte bei ihm einen Zungentumor diagnostiziert. Von einer Operation, die sein Sprechvermögen lädiert hätte, wollte der eloquente Huxley nichts wissen. Statt dessen entschied er sich für eine Strahlenbehandlung, bei der radioaktive Nadeln in die Geschwulst gesenkt wur-

den. Danach schien es, als habe er den Krebs vergessen;er nahm,unablässig diskutierend und schreibend, seine Arbeit wieder auf. Als 1961 sein Haus in Kalifornien mit seiner Bibliothek und allen seinen Manuskripten niederbrannte, beschloß der fast 70jährige gefaßt, „noch einmal ganz von vorn anzufangen". Doch zwei Jahre später, der Krebs hatte sich überall in seinem Organismus eingenistet, war er am Ende. Am 22. November 1963, dem Tag als in Dallas John F. Kennedy ermordet wurde, schob er, un-

fähig zu sprechen, seiner Lebensgefährtin einen Zettel zu: „Versuch es mit 100 Mikrogramm LSD intramuskulär." Es war sein letzter Trip, von dem er nicht zurückkehrte.

John Wayne: Er wollte, wenn es soweit sein würde, „fallen wie ein Baum, mit einem Schlag". Doch so leicht, durch einen wohlgezielten Revolverschuß, ist der hünenhafte Westernheld nur im Film (Der letzte Scharfschütze) gestorben. Im wirklichen Leben des „Duke", der in seinen guten Jahren pro Tag zwei Flaschen Tequila trank und an die 100 Zigaretten qualmte, zog sich der letzte

Showdown lange hin. Mit 57 traf ihn der erste Hieb, Lungenkrebs. Die Chirurgen operierten ihm, in zwei Etappen, den linken Lungenflügel heraus. Sie entließen ihn mit einer Chance von eins zu zehn und deprimierenden Ratschlägen: kein Schnaps und keine Zigaretten mehr, salzlose Diät und äußerste Schonung. Nur vier Monate hielt sich der Todeskandidat an die tristen Vorschriften. Dann drehte er, in den Bergen von Colorado, unter lebensgefährlichen Strapazen seinen nächsten Film. Mehr als ein Dutzend Jahre schien es danach, als habe John Wayne, der Unverwüstliche, schließlich sogar den Krebs besiegt. Doch der, „the big C", wie er ihn nannte, kam wieder. Anfang 1979 entfernten ihm die Ärzte den Magen. Ein Jahr zuvor hatten sie ihm eine neue Herzklappe und einen Herzschrittmacher eingesetzt. Mitte 1979 wucherten Krebsknoten in seinen Därmen, in der Lunge und im Kehlkopf. Der herrische „Duke" war zum Pflegefall geworden, zu einem hilflosen Lazarus. Am Ende kapitulierte er: „Hol mir meinen 38er Smith & Wesson", bat er seine Vertraute Pat Stacy, „ich will mir eine Kugel in den Kopf schießen." Das redeten Verwandte ihm aus. Zum Sterben verließ er die Klinik, er kehrte in sein Haus zurück. Seine Grabinschrift hatte er sich längst ausgesucht. „Feo, fuerte y formal", sollte sie heißen, zu deutsch: Er war häßlich, er war wild, und er hatte Würde.

Ingrid Bergman: Neun Jahre kämpfte sie mit dem „Drachen", der sie in den Klauen hielt und nicht mehr losließ. Erst als sicher war, daß er gewinnen würde, ergab sich Ingrid Bergman in ihr Schicksal. „Ich habe", sagte sie ein Jahr vor ihrem Tod, „meinen Krebs akzeptiert. Jeder Tag, den ich dieser Krankheit abtrotze, ist ein Sieg für mich." Am Anfang allerdings war es ein Schock. Als sie Ende 1973 die ersten verdächtigen Knoten in ihrer Brust ertastete, verdrängte sie monatelang ihre Angst. Im Juni 1974 faßte sie endlich Mut und erfuhr die niederschmetternde Diagnose. Kurz darauf amputierten die Ärzte ihre linke Brust. Schon ein Jahr später zeigte sich, daß dem „Drachen" dieses Opfer nicht genügte. In ihrem rechten Arm wühlten bohrende Schmerzen, die Drüsen in der Achsenhöhle schwollen an. Wieder ignorierte sie die Warnsignale, sie stürzte sich in ihre Arbeit und errang ihren dritten Oscar. Doch 1978 wurde auch ihre rechte Brust entfernt. Es folgten strapaziöse Kobaltbestrahlungen und danach eine Chemotherapie. Der medizinische Horror warf die vitale Schwedin, vorübergehend jedenfalls, aus der Bahn. Sie wurde zur Trinkerin, die ihren Tag mit einem Schuß Whiskey im Kaffee begann. Dann aber raffte sie sich noch einmal auf. Sie machte eine Entziehungskur und spielte, Anfang 1981, in einem Vier-Stunden-Film die Rolle der verstorbenen Golda Meïr, einer Leidensgefährtin, die gleichfalls an Krebs gelitten hatte. Bei mörderischer Hitze, an die 40 Grad im Schatten, überstand sie mit letzter Kraft die Dreharbeiten in Israel.

In den Pausen pflegte sie ihren unförmig aufgequollenen rechten Arm, den eine Strahlen-Überdosis schwer geschädigt hatte. Den Kunstfehler kreidete sie ihren Ärzten nicht an: „Sie gaben mir zuviel, weil sie mich lieben", sagte sie sanftmütig. Die Amputation blieb ihr erspart. Im Sommer 1982 hatte der Krebs fast ganz von ihr Besitz ergriffen und sich in beiden Lungen, der Leber, den Rückenwirbeln und den Lymphknoten eingenistet. Sie starb am 29. August, ihrem 67. Geburtstag.

immer üblichen Entfernung der Speiseröhre sterben 10 bis 20 Prozent der Patienten an den Folgen der Operation.

Ältere Krebspatienten machen den Medizinern die Entscheidung besonders schwer. Therapien, die ihr Leben verlängern, es aber mit unerträglichen Nebenwirkungen belasten, helfen ihnen oft nur in den Augen zahlengläubiger Krebsbekämpfer. Zu einer „masterly inactivity" rät deshalb „in vielen Fällen" der Aalener Gynäkologe Professor Klaus von Maillot: „Sanfte, verständnisvolle Therapien", so glaubt er, seien etwa bei Greisinnen mit Geschwülsten in den Fortpflanzungsorganen „wichtiger als besonders wirksame Behandlungen".

Nur mit Einfühlungsvermögen und Zurückhaltung können Ärzte schließlich jenen Patienten zur Seite stehen, bei denen sich der Tumor durch Knochenmetastasen ausbreitet. Den Patienten und den Medizinern signalisieren die Tochtergeschwülste, daß ihre Hoffnungen und Strapazen vergeblich waren: Der Krebs ist Sieger geblieben, auch wenn Schmerzen, die von den Metastasen ausgehen, durch gezielte, hochdosierte Bestrahlungen für Monate, mitunter auch länger ausgeschaltet werden können.

Nicht die Dauer des Überlebens, sondern die Qualität der verbleibenden Spanne sollte, wie der US-Radiologe Herman Nussbaum von der Southern California Permanente Medical Group in Los Angeles forderte, das Handeln der Ärzte in solchen Fällen bestimmen. Nussbaum: „Kein Schmerz, das bedeutet Verzicht auf Therapie." Dennoch schreiten die Krebsdoktoren auch hier oft zur Tat – die Hilfesuchenden haben davon, wie Nussbaum kritisiert, „herzlich wenig".

Unheilbar Kranken läßt der Krebs, wenn nutzlose Behandlungen die Abwehrkräfte des Körpers nicht vorzeitig ruinieren, häufig Zeit. Erst in den letzten ein bis drei Wochen vor dem Tod, nicht früher, so ermittelten amerikanische und kanadische Wissenschaftler in einer großangelegten Studie, sinkt die Lebensqualität bei den meisten Kranken rapide ab. Und: Ihre Lebenskurve senkt sich in den letzten beiden Monaten vor dem Tode nicht kontinuierlich, sondern der Einbruch kommt abrupt, oft erst wenige Tage vor dem Ende. Jeder fünfte Krebskranke, so stellten die Forscher fest, blieb in den letzten 14 Tagen seines Lebens auch davor verschont: Er starb friedlich.

Im nächsten Heft

Scheinerfolg im Kampf gegen den Krebs – Mediziner wissen zu wenig über Schmerz – Übertriebene Angst vor Opiaten – Neun von zehn Krebspatienten könnten schmerzfrei sterben